

Oldenburgische Blätter.

No. 4. Montag, den 22. Januar 1821.

Über Tischbeins neueste Gemähle.

Dem Menschen, der die Welt durchstreift, dem ihre Lichter und ihre Schatten, ihre Gluthen und ihre Kühlungen, ihre Bilder und ihre Worte die Seele ergreifen, das Herz bewegen und die Einbildungskraft beflügeln, dem zeigt sich bald, als auffallende Erscheinung, neben der endlosen Mannigfaltigkeit der Dinge in der Welt die eben so große Verschiedenheit der Eindrücke auf die Gemüther der Menschen, indem ein und derselbe Gegenstand jeden Menschen auf andere Weise ansprechen, in jedem eigne Empfindungen regen kann. Hätte nur jeder Mensch so viel Geistesbildung, um die Sprache vollkommen zu beherrschen, so daß er jedes seiner Gefühle vollkommen aussprechen könnte, so würde sich dies noch auffallender überall zeigen. Man versuche nur, viele Menschen, jeden einzeln für sich, über einen Baum, einen Garten, ein Buch, ein Bild, eine Statue, oder eine bekannte Idee mit Aufmerksamkeit zu befragen, und man wird gewiß sehr selten in zwey Seelen genau dieselbe Vorstellung von dem Gegenstande finden. Gott selbst, der in Werken höchster Vollendung spricht, dessen Stimme unser eignes Herz ist, wie verschieden wird er von den Menschen erkannt! Und nehmen wir den Wenigen, die ziemlich einig über die Natur eines höchsten Wesens denken, dasjenige, was Erziehung, eingelernte Worte, Mittheilung aller Art, von dem einen zum andern fortpflanzte „und was also als Fremdes sich in ihre Seele eindrückte, wie viel bleibt dann wohl jedem Eigenthümliches übrig?

Bey dieser verwirrenden Mannigfaltigkeit wird man versuchen, die Gegenstände aller Art als so viel Spiegel anzusehen, von denen jeder dem Beschauer nur sein eigens Bild, oder ein Theil davon, zeigt; so etwa, wie im Umgange mit Menschen jeder das im Andern sucht, was ihm selbst angemessen, lieb und werth ist, jeder nur sich selbst im Andern zu finden bemüht; oder wie jeder, der ein Buch liest, nur sich selbst daraus heraus liest, seine eigne Liebe, seinen Haß, seine liebsten Gedanken und Gefühle; das, meint er, habe der Verfasser gesagt, und wie selten ist es, daß ein Leser sich mit ihm verständiget!

So sieht man eben daher oft, daß sehr verschiedene Gegenstände auf einen Menschen ähnliche oder denselben Eindruck machen, je nachdem die Beschaffenheit seiner Seele gewissen Eigenschaften in sonst verschiedenen Dingen verwandt oder ähnlich ist. Der strenge, gewaltige Mann, und der sanfte, wohlwollende, können mit gleich angenehmen Eindruck angezogen werden: von einer Landschaft, die dem Einen wilde schroffe Felsen und finstere Schluchten, dem Andern zartes Abendroth und blühende Auen zeigt; von einem Buche, das gewaltige Bilder gewaltig ausspricht, und süße Liebe mit zarten Worten mahlt. Je mehr auf einen Menschen verschiedene Gegenstände gleichen Eindruck machen, desto bestimmter spricht sich sein eigenthümliches Wesen, sein Character darin aus, und je weniger ein Mensch unterrichtet ist, je weniger Gedanken und Erfahrungen andrer ihm eingepägt sind, um so mehr wird das, was er leistet, was sich in ihm gestaltet, sein Eigenthum, um so mehr wird er selbst seyn, was er ist.

Wilhelm Tischbein, einst Director der Academie in Neapel, ist so bekannt, daß er weder des Lobes seines ausgezeichneten Genie's noch der Anpreisung seiner Werke bedarf. Dennoch scheint die Welt über die Natur seines eigensten Wesens, und daher über seinen eigentlichen inneren Beruf als Künstler noch nicht hinlänglich aufgeklärt zu seyn. Sein Homer in Bildern des Alterthums, mit dem Text von Heyne, nur unvollständig bekannt gemacht; sein Werk der Hamiltonschen Griechischen Vasen-Sammlung, welches dasselbe Schicksal hatte; (beyde Werke kommen jetzt in anderer Gestalt und vollständig bey Cotta in Tübingen heraus) seine 4 großen Gemähle im Herzoglichen Schlosse zu Oldenburg: Cassandra vom wüthenden Ajax geraubt, Abschied des Hector, Helena und Menelaus, Odysseus und Nausikaa, Figuren in Lebensgröße - diese Werke überzeugten die Welt davon: daß Tischbein mit großer Vorliebe für das Alterthum, wie sie aus gelehrter Kenntniß desselben hervorzugehen pflegt, sich ganz besonders zu diesen Darstellungen berufen fühle. Das ist indessen doch nicht der Fall. Wie er selbst fast keinen andern Unterricht gehabt, und aus nichts Belehrung geschöpft hat, als aus Bildern, und aus Beobachtung der Natur und Welt, deren Darstellungen dem Auge des Künstlers auch nur belehrende Bilder waren: so fand er in den unsterblichen Gesängen es Homers nicht bloß die angenehmste und erhabenste, sondern

Über Tischbeins neueste Gemählde

auch die sicherste Belehrung über die geistige Natur des Menschen und seine Pflichten, und eilte, mit glühendem Eifer diese Lehren in Bildern des Alterthums selbst dem größern Publicum vors Auge zu stellen. Und, einmal vertraut mit diesem Gegenstande, lag ihm auch kein anderer so nah, um in großen Gemählde die schönsten menschlichen Formen in großen heroischen Momenten zu zeigen.

Zu einer andern Zeit sah man in Hamburg das riesenmäßige Bild, auf dem der General Bennigsen mit seinem Generalstabe, mit Kosacken und Ordonnanzen zu Pferde, dargestellt ist, und auf welchem die schönen und ganz charakteristischen Pferde jeden Beschauer in die angenehmste Bewunderung versetzten; ferner im Herzoglichen Schlosse zu Oldenburg die Bildnisse des Grafen Anton Günther auf seinem prächtigen langmähnigen Schimmel, und des Königs Christian IV. von Dänemark auf einem sehr schönen Rappen; ferner eines seiner vorzüglichsten Gemählde, die Amazonen, wo ein Dutzend, mit hohen Lanzen bewaffneter, schöner weiblicher Gestalten, in den kühnsten Stellungen, auf wilden Rossen von der größten Schönheit, in den mannigfaltigsten Bewegungen, aus einr finstern Felsenschlucht, dem anbrechenden Tage entgegen, ins weite Blachfeld sprengen. Wer diese Bilder hinter einander gesehen, und davon die Seele voll hat, dem könnte sich unser Künstler vielleicht Bataillen-Mahler oder als Pferde-Mahler darstellen, der sich diesem Fache aus Neigung besonders gewidmet hat; aber dies zu glauben, wäre abermals ein Irrthum, eben so, wenn man bey ihm seine zahlreichen Portefeuelles, voll von Löwen, Tigern, Hunden, Katzen, Füchsen, Eseln, Gänsen, Rindern, Schafen u.s.w. gesehen hätte, und ihn deshalb einen Thiermahler, oder von den vielen Portraits, die es von ihm giebt, ihn einen Portraitmahler nennen wollte.

Wir sagten oben: je mehr auf einen Menschen verschiedene Gegenstände gleichen Eindruck machen, um so bestimmter spricht sich sein eigenthümliches Wesen, sein Character, darin aus. Dies ist bey Tischbein in hohem Grade der Fall. Die Schönheiten der äußern Welt beherrschen seine Seele; aber sein scharfes, verständiges Auge erkannte schon früh, daß nur das vollkommen Eigenthümliche, Characteristische, in allen einzelnen, leblosen und lebendigen, Geschöpfen der Natur wahre Schönheit ist; und selbst diese, so scharf bezeichneten, Schönheiten sprechen seine weiche Seele besonders von der lieblichen, zarten und sanften Seite an, die an andern Characteren, an gewissen Gegenständen, ganz verloren gehen.

Sollen wir aussprechen, was uns Tischbeins Character als Mensch und Künstler am deutlichsten zu bestimmen scheint, so sagen wir: die Seite aller Gegenstände, die ihn zuerst und unmittelbar anspricht, ist die der Eigenthümlichkeit, des Characteristischen, des Gegenstandes selbst; dieser lebt in seiner Seele, wie in dem Elemente der Zartheit und Lieblichkeit, und bey der bildlichen Darstellung desselben macht er sich classische Schönheit und Reinheit der Formen zur Pflicht.

Wem diese Bezeichnung nicht genügt, den verweisen wir auf die eigne Ansicht des letzten Werkes unsers Künstlers, das zu den obigen Entwicklungen die unmittelbare Veranlassung gegeben hat, und welches von einer Gattung ist, wie die Welt von ihm noch keines kennt, und ohne welches Wilhelm Tischbein als Künstler nicht zu beurtheilen ist.

Es ist dies neueste Werk Tischbeins eine Sammlung von fünfzig kleinen, mit vorzüglicher Sorgfalt ausgeführten, Bildern, die im Sinn des mahlenden Dichters ein Ganzes ausmachen, wenn sie gleich dem Zuschauer auf den ersten Bick wenig Zusammenhang zu haben scheinen. Wenn der Sänger mit Recht sagen kann:

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnt;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet:

so darf auch gewiß der Mahler sagen:

Ich mahle, wie der Geist es webt,
Der mir im Herzen wohnt;

Über Tischbeins neueste Gemälde

Das innre Bild, das vor mir lebt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.

Diesen Lohn aber theilt Jeder, der mit unbefangener, offener Seele das Schöne genießt, wo sich ihm bietet, der nicht, wie so manche beklemmte Kunstrichter, nur Fehler oder Vorzüge nach selbst gemachten kalten Regeln sucht, der mit Wohlgefallen genießt, was der Künstler mit Liebe schuf, nicht aber mit der vorgefaßten Absicht, zu beurtheilen, vor das Kunstwerk hintritt, und seine Kennerschaft durch Tadel zu beweisen sucht.

Man denke sich das Portefeuille eines Künstlers, voll von Blättern aus verschiedenen Zeiten, welche Gegenstände ganz verschiedener Art und Natur enthalten, die jedoch zusammengelegt wurden, weil sie alle von gleicher Liebe erzeugt waren, weil die verschiedenen Gegenstände gleich lebhaftes Interesse für den Meister hatten, deren Zusammenhang zwar nicht gleich einleuchtet, die zusammen aber doch ein Ganzes ausmachen, das den Sinn und die Art des Meistes erklären, und wiederum nur aus diesen erklärt werden kann. Man denke sich diese einzelnen Blätter, wie Zeit und Gelegenheit sie zusammenfügten, mit großer Liebe und Sorgfalt auf der Leinwand ausgeführt von dem Meister selbst, und denke sich diesen als unsern bekannten Wilhelm Tischbein, so wird man der Idee des Werkes, von dem hier die Rede ist, sehr nahe kommen.

Diese Sammlung schmückt ein kleines Vorzimmers des Herzogs von Oldenburg, neben dessen Cabinette im Schlosse zu Oldenburg. Die Gemälde sind nicht alle von gleicher Größe, haben aber, mehr oder weniger, 1 $\frac{1}{4}$ oder 1 $\frac{1}{2}$ Fuß im Quadrat. Die Folge, in der sie neben und über einander hängen, scheint so wenig nothwendig, daß wir sie hier in einer Folge aufzählen, die uns für den Augenblick die bequemste ist.

1.

Was durch den Glanz hochgetriebener Farben gleich am lebhaftesten ins Auge fällt, ist ein Apollo Musagetes, auf goldner Stufe erhöht, zur Lyra singend, das umlorbeerte Haupt mit ernsten Blicken aufwärts grichtet. Ein beflügelter Genius in der Höhe krönt den göttlichen Sänger. Links, in den Lüften, schwebt die Begeisterung, mit zwey Fackeln, eine für den epischen, die andre für den Hirten-Gesang. Rechts, wie auf Wolken sieht man Phallas Athene, die friedliche Lehrerin weiblicher Künste, und neben ihr Mars. Zu beyden Seiten der Stufe sitzen Pan, der Hirtengott, auf einem Felsenblocke, und Paris, dem Gesange der Thaten horchend, die der von ihm entzündete Krieg schuf. So erklärt man ein altes Vasengemälde, welches Tischbein lebendig darstellte; und wenn man der Anordnung in dem Bilde diese Herkunft abmerkt, so erinnert die Gestalt des hohen Sängers an den geschmückten Arion, von dem A. W. Schlegel singt:

Gehüllt sind seine Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter faltiger Talar;
 Die Arme zieren Spangen,
 Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein;
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein u.s.w.

Über Tischbeins neueste Gemälde.

(Fortsetzung.)

2. 3. 4.

Drey Bilder, die nun folgen, deren Vorstellung der tönenden Lyra des Musen-gottes, in ächt antikem Sinne, nahe verwandt sind, zeigen: a) die drey Gratien, nicht so eng gruppiert, wie die allgemein bekannte Gruppe derselben, sondern mehr abgesondert, und wie in einem Tanze begriffen, indem ein zarter, kaum ins Auge fallender Schleyer eine gleichsam geistige Verbindung der drey schönen Gestalten andeutet; - b) denselben Gegenstand, in zwey Gestalten dargestellt, diese zwey aber in lebhaftern Wendungen gegen einander, in sehr reizenden Stellungen, sich tanzend bewegend, indem ein Schleyer, wie vom Winde gewehte Nebelstreifen, die eine umflattert, und die andere mit durchsichtigem Gewande bekleidet ist. - c) Noch zwey andere, gleichfalls schwebende weibliche Gestalten, die, wie von den Lüften beweglich getragen, halb aufrecht halb liegend, wie einander im Kreise beegnend und vorbei schwebend, in dem Momente gefaßt sind, da sich die schönen Bilder durchkreuzen und die Arme sich verschlingen; Stellungen, wie sie der üppigen Phantasie im sanft drehenden Tanze vorschweben können, und wie Tischbein sich die Töne Apollo's bezeichnend andeutete. - Bey Übersendung dieser Bilder nach Oldenburg fügte der Künstler in mehrern Briefen dem einen und andern Stücke einige Worte hinzu, die entweder den Gegenstand selbst oder die Veranlassung zu dem Bilde betreffen. Wir werden mitunter diese eignen Worte bey dem Bilde, das sie begleiteten, anführen. Von dem letzteren heißt es: „Mit den zwey schwebenden Figuren, welche sich drehend wenden, versuche ich auf die Töne hinzudeuten, welche der Lyra des Anführers von dem Mädchenchore entschweben.“

Wenn die Alten gewöhnlich drey Gratien, zu andern Zeiten und unter Umständen aber zwey Gratien annehmen, so war das gewiß nicht zufällig, sondern unter gegebenen Bedingungen nothwendig. Unser Künstler stellt uns die drey als ein höchst reizendes Ganzes dar, dem kein Theil fehlen darf, um nicht das Ganze zu zerstören, und zugleich wieder die Summe des Ganzen in zwey Gratien, die wiederum so vollkommen ein Ganzes sind, daß es durch eine dritte nur verunstaltet werden würde. Daß dies von der weisen Anordnung der Bilder, von der Art und Bewegung und Stellung abhängt, ist einleuchtend; eben so sehr aber auch, daß die Einsicht dieser Anordnung im Gefühle des Künstlers liegt, und nicht mit Worten erklärt, nicht gelehrt werden kann. Nach der Idee des Künstlers sollten diese Bilder sich auf den Apoll beziehen, und die Gratien sollten an den höchsten Wohlklang des Gesanges erinnern.

Das landschaftliche Beywerk zu den beiden erstern dieser drey Darstellungen ist sehr schön und entsprechend; in Nr. 2. Wald und Wiesen, in Nr. 3. ein breiter Strom mit schönen Ufern und Felsen; über diesen Tristen sieht man gegen den Himmel den Tanz der Gratien, wie eine schöne Fata Morgana.

Nr. 4. hat eigenthümliche Vorzüge in der großen Schönheit der reizenden Formen und in den vorzüglich schönen Bewegungen der reizenden Frauengestalten.

5.

Diese Vorzüge theilt ein anderes Bildchen von ganz außerordentlicher Schönheit: eine zarte nymphenhafte Gestalt, die aufwärts schwebt, sich pendelgrade vom Boden erhebend. Ein klarer Schleyer umwallt die schönen Glieder, den sie, hinaufblickend, mit der Linken im gefälligen Bogen erhebt. Eine weite Ebene breitet sich zu ihren Füßen bis ins ferne Gebirge aus, und man sieht in derselben eine feine Rauchsäule sich in unbeweglich stiller Luft erheben, und in der Höhe sich wie dünnes Gewölk ausbreiten. Die jungfräuliche zarte Schönheit, die reinen Formen, das classische Ebenmaß dieser weiblichen Gestalt, die einfache Darstellung, die den zerstreutesten Blick sammeln und binden muß, wäre das schönste dieser Art, wenn nicht

6.

Ein Bildchen dieser Sammlung, welches der Meister „die Nebelnymphen“ nennt, ihm den Preis der Schönheit streitig machte. Von einer Seite des Vorgrundes zur andern ist der Horizont der

Über Tischbeins neueste Gemälde

Meeresfläche frey, und die aufgehende Sonne wirft ihre Strahlen nach allen Seiten aufwärts, und ihre glänzende Feuerbahn abwärts auf den feuchten Spiegel. Sie ist gekommen, die Nebel zu zerstreuen; die Nebel aber zeigt uns der Künstler in den schönsten weiblichen Gestalten, ätherisch schwebend, ihr luftiges Geschäft so eben vollendend vor dem Verschwinden. Rechts im Bilde schreitet ein Felsen über das Meer hinaus; Rosen, wilder Wein und schlankes Gesträuch bekleiden zum Theil seine rauhen Glieder. Eine Nymphe schwebt fast horizontal über dem Meer heran, saugt doch begierig die süßen Düfte der Rose ein, die sie so eben befeuchtend erquickt hat, wie die Schale und der Krug in ihren Händen andeuten. Das eng unter der Brust anschließende Gewand fließt an der schönen Gestalt, an den üppig schwellenden Gliedern hin, und weht in der Luft hinauf. - Über dieser horizontal schwebenden erhebt sich, hinaufringend, in diagonaler Richtung, die zweyte Gestalt; und die dritte schwebt neben ihr, und noch höher, in ganz senkrecht hinaufziehender Stellung; so daß dieser drey Gestalten eine überaus reizende schwebende Gruppe bilden. Die mittlere hat schon, wie eben abgerufen, ihr Geschäft verlassen, reicht mit den Armen, wie sehnsüchtig, nach der Himmelshöhe, und so senkt sich auch das aufgelöste Gewand schon herab, wie eine Bürde, die zurückgelassen wird. Die dritte, deren Haupt am obern Rande des Bildes schon die Wolken zu beschatten scheinen, da die niedrigere Sonne kaum den untern Theil des Gesichts beleuchtet, breitet selig die Arme aus nach der Heimath, während das Gewand in schwellende Nebel zerfließt, nur noch, geisternmäßig, die schönen Beine verhüllt, und sich in der Höhe des Hintergrundes dämmernd verliert, wie luftige Falten des Morgenmantels, der des Himmels Klarheit verbirgt, wo das sterbliche Auge nach höherer Bedeutung vergebens forscht.

Die untere irdische Gestalt ist am meisten ausgeführt, die mittlere ist weniger, und die höchste ist nur wie ein gestalteter Nebel; so wie auch nach der Höhe zu den Formen des Felsens und die Nebel gestaltlos in den Himmel zusammen fließen. Der Ton des Ganzen kündigt die Frische des Morgens, die milde labende Kühle des warmen Himmelsstriche an, und die Schönheit der Gestalten ist von irdischer Wärme, mit himmlischem Reiz erhöht.

Es gibt kein Bild, wie dieses, das so heitre Träume von ernsten Ahnungen in der Seele des Beschauers erweckt, und so vollkommen dazu gemacht ist, einen bleibenden Eindruck hochbedeutender, aber gestaltloser, traumähnlicher Bilder im Gemüthe zu befestigen. Es giebt uns einen Wink, wie der Künstler das selige Hinscheiden empfinden kann; und wenn der Dichter und der Redner, um die Grenzen menschlicher Einsicht figürlich auszudrücken, von Nebeln sprechen, die uns die Zukunft decken, so scheint der Mahler hier aufsteigende Nebel zu zeigen, wie sie in die Zukunft deuten und winken. Denn wenn die unterste Nymphe der Gruppe zu flüstern scheint: zum letztenmal! so drückt die Geberde der mittlern aus: ich komme! und die der höhern, mit höchster Sehnsucht: hinauf zu dir!

7.

Wir wenden uns zu dem folgenden Bilde. - Aus der Ferne gesehen, zeigt es einen sehr großen bunten Schmetterling; tritt man aber näher, so erblickt man mit Überraschung abermals eine Morgenscene. Die Sonne ist eben über die erwachende Gegend aufgegangen, steht in voller Zirbelscheibe, von den Dünsten der Erde eingehüllt, über dem Horizont, und über der dämmernden Landschaft schwebt, in aufrechter Stellung, wieder eine der reizenden Frauengestalten, die in Tischbeins Phantasie ein unvergleichbares Paradies von Huldgöttinnen bilden. Aber die Nymphe trägt zwey bunte Schmetterlings-Flügel, so groß, daß sie selbst in dem Verhältnisse zu denselben erscheint, wie der Körper eines wirklichen Schmetterlings zu seinen Flügeln. Sie hat die, mit bunten großen Augen und Perlen geschmückten, Flügel zusammen geschlagen, wie ein Schmetterling, der sich auf den Kelch einer Blume niederläßt; die Hände hält sie nach vorn, der aufgehenden Sonne entgegen, in der Stellung freudiger Überraschung, wie Kinder von dem Glanze des Weihnachtsbaumes entzückt und geblendet sind.

Man wünscht bey ihrem Anschauen, daß sie von keiner Berührung strenger Kritik verletzt werde, „und daß die alte Schwiegermutter Weisheit das zarte Seelchen ja nicht beleid’ge.“ Die Idee ist sie einfach, daß sie der Kritik entschlüpft; aber so einfach wie sie ist, so zart und lieblich ist sie auch, wenn Empfindungen, die sie erregt, sind so wenig festzuhalten, wie der ewig wechselnde Zauber der zarten Kindheit. Solcher Empfindungen aber ist das weiche, erregbare Herz unsers Künstlers voll, und es bedarf kaum einer homogenen Veranlassung, ja oft nur einer flüchtigen

Über Tischbeins neueste Gemählde

Sinnestäuschung, um seine rege Phantasie zu beflügeln, und solchen Empfindungen Form und Gestalt zu geben. So war es mit der Veranlassung zu diesem Bilde, wovon er sagt:

„Mit dem Tage erwacht, bemerkte ich einst an der schwitzenden Fensterscheibe Umrisse, wie die Gestalt eines weiblichen Körpers. Ich blickte genauer hin: die Perlen und Kristalltropfen zeichneten die Gestalt immer deutlicher mit dem steigenden Tage; es entfalteten sich zwey große Schmetterlingsflügel an ihr, in denen herabfließende Tropfen die Nerven der Flügel, andere, zusammenfließend und aufgehalten, die großen Augen derselben bildeten. Das Bild war weiß, crystalhell und wie von Demantblitzen belebt; aber als Aurora nun mit der Farbe der Freude durch die Zweige der Bäume in den Perlethau der Fensterscheibe blickte, der zarten Gestalt die Farbe des rosigen Mädchenkörpers gab, und die Flügel von Karfunkel, Rubin, Smaragd, Sapphir, Topas und Perlen prangten, da stieg die ewig jugendliche Psyche selbst vom Fenster in meine Seele herab, - ich ergriff Pinsel und Palette, und suchte ein Bild ihres Bildes auf der Leinwand festzuhalten.“

8.

Nach zwey so reizenden Morgen ist es nun Aurora selbst, die wir dargestellt sehen. Die Göttin schwebt aufrecht, mit zurückgebeugtem Haupte, eng eingehüllt in ein weißes Gewand, das sich wie Wolken über ihrem Haupte ausbreitet. Der erröthende Horizont kämpft mit der Nacht des dunkeln Himmels; aber in weitem Kreise um ihrem Haupte gestaltet sich die Farbe der Göttin zu einem eignen Himmel, einem weiten Kreise von prachtvoll aufgeblühten Rosen. Es ist nicht bloß der Tag, der Glanz der Sonne, den sie verkündet, es ist auch die brütende Wärme derselben, der Frühling und die ganze aufblühende Pracht der Natur, die wir niedersteigen sehen zu der braunen Erde.

Der Künstler sagt davon: „An einem der merkwürdigsten Orte der Welt habe ich Aurora am schönsten gesehen. In Gesellschaft mehrerer Deutschen Künstler hatte ich die Geistlichen des Klosters zu Marino bey Rom besucht; sie nahmen uns mit der freundlichsten Gastfreyheit auf, und besogten uns Pferde zu unserer beabsichtigten Bergreise. Durch einen kleinen Eichenwald gelangten wir an den zauberischen See von Albano, mit seinem Emissar, seinen Nymphäen und dem romantisch gelegenen Albalonga, Romulus Geburtsstätte, von wo wir weiter zogen nach dem Orte, wo Hannibal seine Africanischen Eroberer lagerten, auf dem Gipfel des Montecavo, zu den Ruinen des Tempels des Jupiter Latialis, niederschauend in die weite Ebene, wo die Kraft erwuchs, mit welcher Rom die Welt bezwang, ferner an den Ort, wo Aeneas mit seinen geflüchteten Trojanern landete, nach Tusculum zu den Ruinen von Cicero's Villa u.s.w. So durchstreiften wir viele Tage diese merkwürdige Gegend, und kehrten jeden Abend ins Kloster zurück, wo ich jeden Morgen die aufgehende Sonne belauschte. Eines Morgens, als ich von der Höhe des Klosters schon lange auf die braune Erde herabgeblickt hatte, erschien endlich Aurora, über dem braunen Walde am Gebürge heraufsteigend, den blassen Riesenschein warm und belebend über die Schatten der Nacht verbreitend. So schön hatte ich sie noch nie gesehen, selbst nicht in Neapel, wo ich ihr zu Gefallen so manchen feuchten Morgen auf dem Balcon stand. - Hier mahlte ich Aurora, und sie erneuerte bey jedem Anblicke die dort genossenen Freuden in meiner bewegten Seele.“

Über Tischbeins neueste Gemählde.

(Fortsetzung.)

9.

Einige Ähnlichkeit in der Eröffnung der Scene durch den Ton der Beleuchtung hat mit diesem Bilde das einer andern weiblichen Gestalt, die, aufrecht schwebend, in einen weißen Mantel gehüllt, etwas vorgebeugt, ein schlafendes Kind in den Armen hält, und an die Brust drückt; es ist noch Nacht, aber in Osten mahlte sich der Himmel schon hochroth. Es ist des zarten Kindleins Morgenschlaf in den Armen des zartesten Liebe; mit welcher Innigkeit muß nicht der Blick jeder jungen Mutter an diesem Bilde hängen!

10.

Eine Frauengestalt, in weißem, klarem, geblütem Kleide, mit nach flatternden gelblichem Shawl, mit einem weißen Tuche zierlich auf die dunkeln Locken um den Kopf gebunden, und eine, Strümpfen ähnliche, weiße Bekleidung an den Füßen, schwebt von oben herab, in aufrechter

Über Tischbeins neueste Gemälde

Stellung, den Kopf etwas gebeugt, wie herabblickend; das Niederschweben ist mit Kunst ausgedrückt durch das dadurch von unten auf von der Luft aufgeblähete Kleid. Wer mag hier dem Künstler nachrechnen, was er sich dabey gedacht hat, und was das Bild ausdrücken soll? Er hat sich nicht darüber erklärt; uns scheint aber die, der heutigen Frauentracht nicht ganz unähnliche, Bekleidung auf eine bekannte, vielleicht geliebte Person zu deuten; und ist es eine Hingeschiedene, deren freundlichen Besuch nach dem Tode man sich so gern in der bekannten irdischen Gestalt und Umgebung denkt, so konnte das Herabschweben aus unbekanntem Höhen nicht versinnlichender dargestellt werden, als durch das Bild, das nur eine graue Nacht zum Grunde hat. - Man sieht, wie hier für jede Stimmung der Seele Nahrung, Entwicklung und bildliche Darstellung ist.

11.

„Weder Theatertänzerinnen noch augesperrte Lichtputzscheeren sind mir je im Trauem erschienen; aber die Göttin des Tanzes habe ich gesehen, von den Grätien selbst unterrichtet. Sie stieg herab von einem rosenrothen Wagen, mit schlank-halsigen Schwänen bespannt; auch Aphrodite stieg von ihrem goldenen Taubenwagen, und beyde schwebten hernieder in den Kreis der Versammlung. Die Huldgöttin setzte sich zu den Zuschauern, die welche durch zierliche Wendungen entzückt, begann den Tanz u.s.w.“ So spricht der Meister von einem der reizendsten Gemälde dieser Sammlung; und wirklich sieht man hier eine Gestalt, die der Erde kaum anzugehören, und vielmehr berufen scheint, den Ausdruck irdischer Freude im Tanze durch himmlischen Zauber zu adeln. Es ist freylich aus dem Spiele ewig wechselnder Bewegung ein sehr flüchtiger Moment festgehalten und bleibend gemacht, welches gegen den Sinn der eigenthümlichen Gratie des Tanzes zu streiten scheint; aber auch nur scheint, denn es muß jeder aus eigener Erfahrung wissen, wie die Erinnerung an oft wiederkehrende, vorzüglich reizende Bewegungen um so mehr das Bild einer bleibenden Stellung in der Phantasie befestigt, als bey dem Anblicke selbst die Flüchtigkeit des Momentes der Bewegung unser Bedauern und den Wunsch des Festhaltens erregte, weshalb denn auch die Alten den Tanz so oft und gern in Stein abbildeten. So auch Canova in einer der schönsten Statuen neuerer Zeit. Diese Statue aber mit der vorliegenden Darstellung verglichen, bildete Canova doch, so reizend sie auch ist, nur eine Tänzerin, Tischbein aber wirklich ein Bild der Göttin des Tanzes. - Ein grüner Mantel, den sie mit jeder Hand an einem Zipfel hält, weht mit tausend schönen Falten und Windungen hinter ihr in den Lüften; und auf diesem Grunde sieht man die unverschleyerte, üppig reizende, schlanke Gestalt über der Erde schweben, die einen schönen Landsee, mit Wald, Wiesen, einladenden Buchten, und Bergen in der Ferne, zeigt. - Ein höchst anziehendes Bild.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über Tischbeins neueste Gemälde.

(Fortsetzung.)

12.

So wie der erwähnten schönen phantastischen Gestalten in den Lüften schweben, gleich denen des Alterthums in den Hereulanischen Gemälden, so giebt es deren noch sechs andere, (12-17.) von denen jegliche auf einem Schnörkel, nach Weise des Arabeschen, oder auf eine Art Ranke, in sehr reizender Stellung sich wiegt, liegend oder sitzend, und mit diesem lustigen Ruhebetten weder die Erde noch den Himmel berührt, gleichsam wie zu schön für jene, und zu reizend für diesen.

So ruht, bald sitzend, auf solcher Arabesche, vom Haupte bis zu den Füßen in weißes Gewand eng eingehüllt, eine Frauengestalt, fast in der Stellung der Capitolinischen Agrippina, welche die Beine lang ausgestreckt hält aber die Arme nachlässig gekreuzt, und beugt den Kopf bald vorwärts und seitwärts, wie in nachdenkender Stellung. Über die Veranlassung zu diesem Bilde läßt sich der Meister selbst also vernehmen: „Ich hatte einst eine kranke Freundin besucht, die nicht lange mehr in unserm warmen Leben bey uns bleiben sollte. Sie saß, in ein weißes Tuch gehüllt, auf einem Ruhebett, still, ruhig, aber äußerst schwach. Ich fühlte, daß ihr Geist nicht angestrengt und sie selbst nicht zu vielem Sprechen verleitet werden dürfe, und ich versuchte, sie mit heitern Vorstellungen angemessen und ermunternd zu unterhalten. Ich sprach von der schönen Umgebung Neapels und besonders von den unvergleichlichen Reizen der benachbarten sogenannten

Über Tischbeins neueste Gemählde

eliseischen Gefilde, die ich mit Lebhaftigkeit und Wärme schilderte. Meine Absicht hatte ich erreicht; ihr ruhig heiteres Antlitz zeugte von den lachenden Bildern, die die Seele dieses hinwelkenden Körpers verjüngten. Daheim in meiner Werkstatt mahlte ich mir das Bild dieser Freundin, wie sie vor mir gesessen hatte; - bald nachher war sie wirklich eingegangen in Elisium.

Was uns diesem Bilde sehr viel Glanz, Effect und Haltung zu geben scheint, ist das Beywerk, eine Meeresküste schroffer gewaltiger Felsen und Bergrücken, die aber, wie von einem magischen Lichte, blaß röthlich und matt schimmernd in dem zauberischen Dufte südlicher Atmosphäre, welches selbst der Figur eine eigenthümliche Bedeutung und dem ganzen Bilde einen Reiz giebt, der nur gefühlt werden kann, und so zart ist, daß er den Worten entschlüpft. Die Felsen kündigen in ihren Formen, wie die stille Meeresfläche und die Stellung der schönen Frau, Ruhe aus, und die Beleuchtung eine stille Heiterkeit; aber Ruhe und Heiterkeit sind hier nur Eins. Es muß überhaupt bemerkt werden, daß Tischbein in diesen Bildern ein außerordentliches Talent für eigenthümliche Schönheit der landschaftlichen Darstellung entwickelt. Seine Landschaften sind allemal so reif gedacht, daß sie als Beywerk der Figuren durchaus wesentlich, und auch für sich allein ein reizender Gegenstand sind.

13.

Zwey schöne Mädchen, zierlich gegen einander hingewendet, auf einem gekrümmten Stengel; eine in gelbem, die andere in grünem nymphenhaften Gewande; sie haben ein Blumenkörbchen, winden Kränze, und streuen Blumen herab auf die Wiesen, die sich in schöner weiter Ferne verlieren, und abermals eine schöne Landschaft machen.

14.

Nicht minder reizend ist ein anderes schönes Mädchen, grün gekleidet, das wie ein Vöglein auf seinem Zweige einsam dasitzt, und den Genossen erwartet.

15.

Noch eine ist sogar eingeschlafen, und ruht, üppig hingegossen, auf dem krummen Schnörkel so bequem und sicher und anmuthig, wie die zärtlichste Sultanin auf weichen Polstern, oder wie am Quell auf duftigen Matten die Nymphe ruht und von den kecken Faunen träumt; das Köpchen auf dem Polster des weichen Armes wiegend und die zarten Glieder vom bräunlichen Gewande in schönem Faltenwurfe eingehüllt, scheint sie, von der warmen Gewitterluft in der Dämmerung des dunkelnden Himmels eingeschläfert, die Schalmey aus der Hand fallen zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über Tischbeins neueste Gemählde.

(Fortsetzung.)

16.

Eine andre Nymphe sitzt auf einem Fruchtzweige, mit einem Buche in der Hand, worin sie aber nicht lieset; sie hält es aufgeschlagen mit zurückgezogenem Arme über der Schulter, und sieht sich schalkhaft umher, ob nicht jemand sie überraschen wolle, damit sie erschrecken und erröthen könne. Sie hat die schönen Füßchen eingezogen, und scheint auf ihrem luftigen Sitze sich langweilend hin und her zu schaukeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über Tischbeins neueste Gemählde.

(Fortsetzung.)

Der Künstler sagt von dieser Nymphe auf dem Fruchtzweige: „Ich sah einst in Hamburg eine artige Obstverkäuferin. Sie schien aus Langeweile eine Schreibtafel hervorgeholt zu haben, worin sie vielleicht das eingehende Geld notirte; aber nach Käufern umblickend, saß sie gewendet, das Büchlein auf der Schulter, in einer so reizenden Stellung, daß ich nicht umhin konnte, sie so zu zeichnen. Nun lasse ich sie für die schützende Gottheit der Obstbäume gelten. Diese freuet sich der

Über Tischbeins neueste Gemälde

Äpfel, Birnen und Pflaumen, fördert ihre Reife, streut viele ins Gras hinab für die Geschöpfe, die weder klettern noch fliegen können, und entladet zugleich den Baum von seiner zu schweren Bürde. Ihre Sorgfalt wacht Tag und Nacht; wer ihrer Bäume einen beschädigt, deß Namen wird auf das Täflein geschrieben. Die Liste der Frevler wird dem Pluto übergeben; sie dürfen dereinst nicht wandeln auf der Asphodelos-Wiese mit Geliebten und Freunden.“

In den Mahlereyen der Alten fand man solche Gestalten, ruhend auf Gegenständen aller Art, die zum Ruhn untauglich sind; und seitdem Raphael die sogenannten Arabeschen aus den Bädern der Livia und aus den Thermen des Titus wieder ans Licht rief, und in ihrem abentheurlichen Sinne seine Zauber wie Märchen schwatzen ließ, seitdem giebt es fast keinen Mahler, der nicht ähnliches versucht hätte. Ja Bildhauer sogar haben, unter Autorität der Alten, den ernsten Mamor zu solcher Leichtfertigkeit zwingen wollen; da hat denn auch die Meisterschaft der Künstler fast immer ihre Gränzen gefunden, und nur selten einen würdigen Triumph gefeyert. Manche colossale Cybele mußte herabstürzen von ihrem kleinen schreitenden Löwen, wenn er wirklich einen Schritt thäte; mancher schwebende Genius zu Boden stürzen aus der Stellung, in der kein lebendiges Geschöpf schweben kann; mancher Flügel erlahmen an seinem unnatürlichen Schwunge; mancher künstlich gewundene Zweig erbrechen unter der Last eines ungeschickt gestellten Fußes.

Bey diesen Bildern wird es aber selbst dem trocken Mechaniker nicht einfallen, zu fragen: „Wie kann das sitzen, liegen, schweben?“ - Es sitzt, liegt, schwebt lebendig vor seinen Augen. Die Göttin des Tanzes schwebt so frey, und natürlich und sicher, daß nur der Gedanke, nicht die Stellung, gegen die Gesetze der Körperbewegung ist; eine andere liegt auf einem schwebenden Gewinde so bequem, die Ranke unterstützt sie überall so natürlich und sicher, daß dem Beschauer die Fabel zur Wirklichkeit wird, und die schöne Psyche schwebt so wahrscheinlich, daß es keinem einfällt, etwas anders als die Leichtigkeit des Schmetterlings zu sehen, dessen Flügel mit den zarten Körperchen von den Lüftchen getragen werden, wie die Nereiden von den Fluthen. - Nur wer so mit Farben und Umrissen dichten kann, darf solche Bilder darzustellen wagen.

17.

„Nur die sanft geschwungene Wellen-Linie ist schön; ohne sie ist keine Grazie; mit den Ecken und Winkeln hat die Natur nur häßliches darstellen wollen, vielleicht des Contrastes wegen.“ So sagten einst Kunstrichter und Ästhetiker, und es wurde ihnen von Kunstjüngern so lange nachgesprochen, daß man anfang, es wie ein Grundgesetz der Schule anzuerkennen. Wenn aber der Schüler die Brille ablegt, und mit eignen Augen zu sehen wagt, wenn sich sein Gemüth und sein Gesichtskreis erweitern: so sieht er in dem offenen Buche der Natur täglich mehr Grazie ohne Wellenlinie und Schönheitslinie, und gar eckige und winklichte Geschöpfe voll der zartesten Anmuth, und er lernt erkennen, wie unsäglich und undenklich reich und vollkommen Gottes ewige Schöpfung ist, und wie arm und mangelhaft der Mensch, wenn er sie zu durchschauen wagt. So hatte man lange in sehr willkürliche Gränzen das Reich des Schönen eingeschlossen; nur den stolzen Schwan mit schön gewundenem Halse, nur den stolzen Pfau mit dem prachtvollen Gefieder, den Goldfasan, und ähnliche Vögel wollte man in demselben dulden, nicht den kuglichten grauen Spatz, nicht den schwarzen Raben, noch die schwerfällige Ente; das edle Roß mit seinen elastischen Bewegungen, die schlanke Antelope mit ihren gewandten weichen Sprüngen, nannte man schön, die schwerschreitende Kuh, die eckige Ziege häßlich; die Eiche und den Lorbeer schön, den Ölbaum und die Kork-Eiche häßlich; die Rose und die Lilie wurden mit den höchsten Lobgesängen geehrt, das Binsenrohr und die Distel verachtet. Rief einer, die Natur mit offenen Augen betrachtend, aus: „mit gleicher Liebe und mit einer Grazie hat Natur sie alle ausgeprägt, und von euern Grundregeln und Eintheilungen, von euern Wellen- und Schönheitslinien weiß sie nichts!“ so nannte man ihn einen Enthusiasten.

Nicht Rosenguirlanden und Blumengewinde, nicht Weinranken, noch andere Pflanzenpracht hat Tischbein einer seiner schönsten Nymphen zur Zierde bey-gegeben; vielmehr ruht in sitzender Stellung die schöne Weiden-Nymphe auf einer Ranke von spitzblättrigen Weiden, Schilf und andern wilden Geäste, so zierlich und artig gedacht und angeordnet, daß man von der anmuthigen Grazie dieser gering geschätzten Pflanze auf die angenehmste Weise überrascht wird. Zugleich entwickelt die Landschaft eben so reizende und eigenthümliche, Obigem ganz entsprechende,

Über Tischbeins neueste Gemählde

Schönheiten im weitverbreiteten Landsee mit büschigen Inseln, in den einzelnen Bäumen und unterbrochenen Eichwäldern.

Der Hauptgegenstand des Bildes, die reizende Nymphe, die sich auf jener wilden Ranke wiegt, ist unbekleidet, wie Aphrodite aus dem Meere stieg; nur ein graues Tuch, worauf sie sitzt, schlingt sich um ein Knie, und erhebt noch mehr die warme Farbe des zarten Körpers; daß sie aber vor allen Schönheiten dieser zahlreichen Gesellschaft etwas sehr Feuriges und Lebhaftes hat, ist nicht zu verwundern, denn der Künstler sagt: „Ich besitze ein Bild aus der alten Florentinischen Schule, den heiligen Hieronymus in der Wüste vorstellend, der componirt ist nach dem damahls angenommenen Grundsatz, eine menschliche Figur müsse flammenmäßig gewunden dargestellt werden. Dem Heiligen steht aber diese Flammenwindung schlecht, die dagegen in den zierlichen Wendungen schöner Mädchenkörper sich oft aufs reizendste offenbart. So habe ich von dem heiligen Hieronymus die Stellung meiner Weide-Nympge geborgt.“

18.

Zwey andre sehr schöne Mädchen liegen, mit Schilf bekränzt, im Schilfe selbst, auf den bemoozten Felsen. Die sie geboren; denn es sind stille Quellen, die, wie so manche schöne Kaffee- oder Thee-Najade unter uns, keine größere Lust kennen, als das vertrauliche Gespräch im einsamen tête à tête. Jede hat ihren großen Wasserkrug, aus dem die Fluth sich ergießt, neben sich, und stützt sich drüber hin, wie ruhend. Die oben auf dem Felsen blickt herab zu der andern, und scheint der Gesprächigern zu horchen. Die Wasser fließen zusammen; die Umgebung ist eng einschließend, wild und einsam; nur ein Vöglein, vielleicht ein verkappter Amor, leistet den Nymphen Gesellschaft. Die lang hin gegossenen Gestalten sind von ganz vorzüglicher Schönheit; die eine zeigt den allerschönsten Rücken, der aus einem Gemählde von Franz Floris (in der Herzoglichen Gemähldeammlung befindlich) nachgeahmt zu seyn scheint. Das Bild athmet rein-idyllische Ruhe, Heiterkeit und Befriedigung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über Tischbeins neueste Gemählde.

(Fortsetzung.)

Wie die üppige Kunst der Griechen nur immer Najaden reizend mag geformt haben, so liegen diese artigen Quellen-Nymphen unsers Meisters vor uns, mit dem Eifer mädchenhaften Ernstes flüsternd und murmelnd. Wer hat nicht in Gebüsch Bächlein plätschern gehört? Wer nicht zuweilen artige Mädchen in ihrem Geplauder belauscht? Es ist eines der zartesten Bilder des Dichters, der dem Mahler so nah verwandt ist, das Murmeln der Bächlein in verständlicher Rede zu deuten. Freylich erregt der Stümper nur Ekel mit solchen Spielereyen; aber welche Herrschaft über die Seele übt der Meister damit aus, indem er die reizenden Bilder durch eine hohe Wahrheit, einen tiefen Gedanken, ein labendes Gefühl vereinigt? Wie anziehend unterhält sich Göthe's Jungesell mit dem Mühlbach! Wie umfassende Melodien des Flusses deutet dessen Gedicht „an den Mond“ an! Mit wie rührender Zartheit, und überwältigender Sehnsucht deutet das klagende Flüßchen auf das fernste Wiedersehen in folgendem Gedicht eines weniger bekannten Sängers!

Was weinst du, Flüßchen, und fluthest so jach?
Halt an deine Wellen, laß fließen gemach!
Was hast du so liebes verloren? -
Und brechend durch Kiesel die mühsame Bahn,
Schickt's schwer die Stimme voll Thränen heran:
„Wohl hab' ich - ach! hab' ihn verloren!
„Im Schoße der Alpen zwey Bächlein hell,
„Von Blumen umnicket, im reinlichen Quell,
„Da sind wir beysammen geboren;
„Und rannen viel fröhliche Monden vereint,
„Und hielt ihn umschlungen den einzigen Freund -
„Und hab' ihn, ach! hab' ihn verloren!

Über Tischbeins neueste Gemälde

„Im Maythal, umsungen von Erlengesträuch
„Auf schwiegenden Binsen, sanft schaukelnd und weich,
„Da hat er mir Treue geschworen;
„Doch als wir gerauscht durch Nacht und Gestripp,
„Da stürzt' ich vom zackigen Felsengeripp,
„Und hab' ihn, ach! hab' ihn verloren!

„Und unten, tief athmend, da schaut' ich, und rief,
„Ob irgend in Blumen mein Liebster schlief,
„Und horchte mit lauschenden Ohren.
„Doch wie ich auch weitum die Stimme versandt,
„Und wo ich geirrt von Land zu Land, -
„Er war mir, ach! war mir verloren!

„Nun rinn' ich noch immer, und hoffe so gern,
„Oft seufzend, ob hab' er in äußerster Fern'
„Ein Liebchen sich wieder erkoren;
„Und lasse doch nicht von Schmerzen - und Muth.
„Vielleicht erst im Schoße der Meeresfluth -
„Doch find' ich ihn, den ich verloren!“

19.

Ein Schäfer, mit zwey andern unter einem Baume, im Vordergrunde des Bildes, gelagert, singt mit sanfter Schwärmerey das Lob seiner Schönen, oder erzählt mit Entzücken die Geschichte seiner Liebe; so sanft und glühend ist sein Ausdruck. Die beyden Zuhörer drücken die höchste Aufmerksamkeit aus; doch scheint der eine von ihnen noch gespannter, als könne er das Ende nicht erwarten, und als werde er durch die Rede oder den Gesang immer mehr gereizt, auch zum Worte zu kommen und sich der Theilnahme der Zuhörer zu erfreuen. Dem Gleichgültigen mag ihr Gespräch nicht wichtiger seyn, als das Murmeln jener Bächlein; aber von dem Zauber der Kunst ergriffen, der diese einfachen Schäfer in eine paradiesische Gegend versetzt und den Blick des Beschauers mit Absicht leitet, ist nichts gleichgültig, alles nothwendig und unentbehrlich. Unter den vollen, breiten Ästen des Baumes durch blicken die Schäfer mit dem Beschauer in eine schöne Ferne, vielleicht der Schauplatz jener Erzählungen; sie scheint alles zu versprechen, was die reichen Ebenen südlicher Länder am Ausgange der Gebirge, denen das Meer nahe ist, gewähren. Der Künstler hat dies Bild für sich selbst sprechen lassen, und weder von einer Veranlassung noch von einer besondern Bedeutung desselben erklärende Worte beygefügt. Grade hier vermissen wir sie sehr, denn bey Landschaften, die dunkle Erinnerungen wecken, wüßte man gerne, woher sie sind, ob aus der Phantasie, oder der Natur abconterfeyt. An keinen Fleck des alten Europa erinnert dieser Blick in die hinabgesenkte Ferne so lebhaft, als an den Garten des Klosters von S. Onofrio, auf dem langgestreckten Berge Janiculus, wo einst König Latinus seinen Hof gehalten hat. Am Abhange des Berges bilden mehrere Stufen über einander einen Halbkreis, ein förmliches Theater, welches von einer gewaltigen, immer grünen Eiche mit darüber hinausragenden, verbreiteten Ästen beschattet wird. Dies Theater ist gegen Morgen sehend; auf dem Proscenium steht eine bedachte Rednerbühne, nach den Zuschauern hingewandt; und diese sehen statt der Scene - in die weite Ferne. Zu den Füßen des Berges und der Zuschauer wälzt langsam und trübe die alte Tiber ihre Wellen; in der weiten Ebne erkennt man nur das gewaltige Rom mit seinen Kirchen und Tempeln, Palästen und Ruinen, und drüber hinaus, in kaum sichtbarer Ferne, die graden Linien der alten Wasserleitungen, und am Horizonte die groß-gezeichneteten Umrisse des Sabiner- und Latiner-Gebirges mit ihren Schneehäuptern. Diese Sitze hat man eingerichtet für angehende junge Klostergeistliche, die dem Schatten der immergrünen Eiche, mit dem Bick auf das immergrüne Grab der höchsten Eitelkeit der Welt, von dem Redner sich belehren ließen, welche furchtbaren Martern - die Eitelkeit zu den Füßen des gekreuzigten Gottes bestehen kann. Nahe dabey blickt herüber aus weißem Marmor, von der Höhe seines Grabes, das Bildniß des unsterblichen Sängers

Über Tischbeins neueste Gemähde

von dem befreieten Grabe des Herrn. - O immergrünes Land der Erinnerungen! Wie findet man dich überall wieder! Die Wunden, die die Zeit schlug, versöhnt die Zeit, aber ihre großen Bilder bleiben, und sind ewig.

20.

Wie verändert ist hier die Scene! Die Ferne ist selbst in die Ferne gerückt, wie die Zukunft hinter den Vorhang; hier ist alles Nähe und lebenswarme Gegenwart; lockende Früchte der Erde, und die Menschen mitten drin zum Genusse der Gaben. Ein Schäfer beugt den Ast eines Apfelbaums zu seinem vollen rothwangigen Knaben herab, der mit der ganzen anmuthigen Begierde, die Kindern eigen ist, danach hinauflangt. Eine schöne junge Mutter hat ein anderes Kind auf den Knien, das auch nach den Früchten langt, und die ganze Scene bietet im engen Raume alles verlangendste und befriedigendste der hervorbringenden Natur. Hier ist alles Begierde und Genuß; und der dankbare Genuß der, oft mit Mühe gepflegten und wohlervorbenen Gaben der Natur ist die Bestimmung derselben - nicht aber Zerstörung.

21.

Zerstörung aber ist das Spiel der Grausamkeit, die Jagd, die wir in einem der vorzüglichsten Bildchen, neben dem obigen, in Tischbeins eigenthümlichsten Sinne persönlich aufgeführt sehen. Mit Theilnahme sieht man diese Contraste: Schäferleben und Jagd, Frieden und Krieg, das Schöne und das Romantische, Weibliches und Männliches; sie erheben sich wechselseitig, eines auf dem Grunde des andern, und man kann sie die Lebens-Töne nennen, denn die Natur legt uns den Schlüssel zu ihren Melodien in die Seele.

Zwischen wilden Ebern und weit springenden Rehen, im kräftig belaubten Walde, schreitet hier eine, weiß drappirte, ein weißes Tuch im Winde überwerfende, lebhaft umblickende, sehr schöne Frauengestalt, kühn und flüchtig wie Hirsche, und leicht wie Atalanta, von der man singt, sie habe im Laufe keinen Grashalm gebeugt; so hat auch diese schöne Frau weiße Schuhe an, um anzuzeigen, daß sie den feuchten Boden nicht berührt. Nichts von Rossen, Hunden und Hörnern; das wären Jäger, aber nicht die Jagd, wie sie als ein geistig Wesen zu dem Künstler in vertrauten Stunden spricht, und Körper und Gestalt von ihm bekommt.

Da derselbe auch diesem Bilde keine nähere Bedeutung beyfügte, so haben wir ihn in Verdacht absichtlicher Heimlichkeit; eine weltberühmte Schönheit, die einst in Neapel, und von da aus in Europa, Aufsehen erregte, und deren täglicher Genosse unser Meister war, ist diesem Bilde so ähnlich, wie ihrem wohlgetroffenen Portraite. Wie mannigfaltig und reizend mögen die Situationen gewesen seyn, in denen die schöne Frau den jungen glücklichen Künstler erregte und begeisterte! Wie wehmüthig anziehend und verjüngend des Greises Erinnerungen seiner warmen Jugend bey besonnener Ausführung jener flüchtig hingeworfenen Zeichnung.

22.

Jedoch es ist, nach dem Sprichwort, dafür gesorgt, „daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.“ Die Zeiten ändern sich. Wer von den Zeitgenossen erlebte es nicht? Aber niemand konnte rauher berührt werden von der stürmischen Zeit, als der weiche sanfte Künstler, dessen leicht verletzlich zarter Sinn fürs Schöne, durch so chaotische Verwüstung erschreckt, sich scheu und beklemmt in sich selbst zurückzieht. Mit eigenthümlicher Naivetät sagt er davon:

„Als die Franzosen zum Zerstörungskriege ihre Armeen immer mehr verstärkten, alles Metall und selbst Glocken zu Kanonen umschmelzten, als alle Zeit und Ordnung aufhörte, und ich in Neapel mich in meinen mühsamen und kostbaren Unternehmungen gestört fand: da sah ich wohl, daß jeder, der nicht eben so viele Kanonen hat, und nicht so viele Soldaten zusammen trommeln kann, sich wie die guten Schafe in Geduld ergeben und mit Heidekraut begnügen muß. Diese duldsamen Thiere sollten mich durch ihr Beyspiel lehren, die schwere Tugend der Geduld zu üben, und um sie nicht aus dem Gesichte zu verlieren, mahlte ich eine Menge Schafe und Lämmchen, die, ganz zufrieden mit ihrem Schicksale, ihr Leben auf dürrer Heide hinbringen. Solche Bilder hing ich an alle Wände um mich herum, so daß ich bald nichts Anderes sah und dachte, und große Fortschritte in Ausübung der Geduld machte. - Hier ist Eins davon: Mutterschafe mit ihren Lämmern. Das Eine drängt sich an die Mutter, und diese drängt es mit der Schnauze noch dichter

Über Tischbeins neueste Gemälde

an ihre nährenden Euter; ein anderes Lämmchen steigt auf die Mutter, und diese scheint mit Wohlgefallen die liebe Bürde auf ihrem Rücken zu fühlen; ein drittes schläft sanft auf dem Rücken der Mutter, in der weichen wärmenden Wolle; und das ganze gutmüthige Volk scheint mit sich und aller Welt zufrieden und vergnügt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Oldenburgische Blätter.

No. 11. Montag, den 12. März 1821.

Über Tischbeins neueste Gemälde.

(Fortsetzung.)

So sehn wir dies idyllische Völkchen, in einem einsamen Felsenthale eingeschlossen, wie im Schutze vor dem Sturme der Zeiten. Da der Künstler sich in der Mannigfaltigkeit dieses Gegenstandes gefallen hat, so haben wir noch zwey Bildchen mit Gruppen von Schafen vor uns, die auf sehr verschiedene Weise gedacht sind, und die Eintönigkeit der lieben Schafnatur sehr angenehm unterbrechen. In dem oben bezeichnetem Bilde hat der Künstler durch keinen andern malerischen Effect den Beschauer zerstreuen und von den beabsichtigten Vorstellungen ableiten wollen, und daher eine Eintönigkeit darüber verbreitet, die dem Gegenstande vollkommen angemessen ist.

23.

In dem einem dieser Bilder sehn wir eine kleinere, sehr schön geordnete Gruppe, deren Krone ein stolzgehörnter stehender Widder ist. Er sowohl als die zusammenliegende Schafe sind wohlgenährte Prachtexemplare ihrer Art, wie sie von einem schlaun Pächter etwa dem mit Kennermine spähenden Käufer als Proben einer ächten Merino-Herde vorgewiesen werden. Ein röthliches Licht ist über ihre weiße Wolle verbreitet; nur das unbedeutendste Schäfchen liegt im vollen Lichte, die übrigen sämmtlich im Halbschatten, welches sehr vortheilhafte Wirkung thut.

24.

Das andere fällt noch mehr ins Auge: mehrere Schäfchen haben sich an ein Felsstück gelagert, auf dessen bemooster Fläche eine kecke Ziege mit ausgestreckten Vorderfüßen wiederkäuend liegt, und munter umherschaut; hinter ihr wölbt sich Gesträuch, wie zum Dache, über die Gruppe. Dies Bildchen hat etwas sehr anziehendes, und gehört zu denen, die die Thiermalerey über die bloß treue Nachahmung der Natur erheben. Es ist oft schwer zu sagen, worin das Reizende und Anziehende solcher Bilder liegt. Die Wahrheit der Darstellung ist es gewiß nicht allein, denn dergleichen Gegenstände in der Natur machen doch selten einen so starken Eindruck; die Art der Behandlung ist es auch nicht allein, denn sonst müßten wir von der ängstlichen Manier gewisser Schulen mehr angezogen werden, als von ein paar meisterhaften Umrissen, die eben hinlänglich sind, um den Gegenstand kenntlich zu machen. Da nun aber Wahrheit und Behandlung dabey unentbehrlich, und doch nicht das wesentliche sind, so erkennen wir, daß die geistige Anordnung die eigentliche Quelle unseres Vergnügens an Thiergruppen ist. Damit ist freylich noch nicht geklärt, wie der Meister es anfängt, das Wohlgefällige in das Bild zu bringen; aber es läßt sich auch dem, der ferner darüber belehrt seyn wollte, nichts anders sagen, als: der begeistigende Gedanke belebt die Welt, und so muß dein Bild in einem Gedanken leben; fühlst du den entzündenden Funken nicht, so wende dich zu andern Gegenständen. Bloße Nachahmung und zierliche Umrisse und Schatten machen noch nicht den Meister; der wird dazu geboren.

24.

Darum kann aber auch der Meister, vollkommen im Sinn der ewigen Natur selbst, Dinge darstellen, wie sie die Natur nie erschuf, und die doch den Stempel der Wahrheit tragen, wie die genaueste Nachahmung der Natur. Auch davon finden sich Proben in diesen Bildern; denn welcher neuere Mahler hätte wohl die Caricatur des unedleren Menschen, nach der Fabellehre, den Satyr, characteristischer dargestellt, als Tischbein! Wenn die Natur ihn hätte machen wollen, hätte er nur

Über Tischbeins neueste Gemähld

so ausfallen können, wie wir ihn hier sehen. - Hier sitzt der abentheuerliche Sohn des mythischen Alterthums auf einer Felsenspitze in den höchsten Lüften, die Pansflöte seinem kleinem Ebenbilde vorblasend, das begierig danach greift, und von der Mutter Nymphe hingehalten wird. Die Krone der Pinien, die aus der Tiefe in das Bild ragen, reichen eben noch zu diesem Familiensitze hinauf, den sonst nur Winde und Wolken umgeben, die die Ferne der Menschenwelt kaum durchblicken lassen; eine nahe Felsengrotte, im Nebel, macht das ziegenohrige Geschlecht hier noch recht einheimisch. Dies Bild ist wie ein Märchen aus einer unbekannten lustigen Welt, von der wir gern noch mehr sähen, da sie schon unsre Einbildungskraft beflügelt hat.

26.

Es läßt's uns auch der Meister nicht fehlen.- „In Tivoli,“ sagt er, „das so reich an Ziegenböcken ist, die keck und wählig auf den hügligten Bergen herumspringen, wo es überall Höhlen und Grotten in den Bergen giebt, die mit Bequemlichkeit bewohnt werden können, da hab' ich mir immer Satyre, mit ihren Familien hausend, gedacht. Die Natur scheint es hier recht darauf abgesehen zu haben; überall treibt sie das beliebte Rohr zu ihren Flöten, macht die Gebüsche dicht und schattig, durchschlingt sie mit Reben, daß die saftigen Trauben ihnen bis an den Mund und vor jedem Eingange ihrer romantischen Wohnungen herabhängen. Leicht wie Rehe hüpfen sie hinauf zu den Hügeln im rosigen Abendsonnenscheine, lassen ihre Flöten hinab ins Thal erschallen, und laden sich muthwillig zu losen Scherzen ein.“

Die Ohren zu recken,
Wo Nymphen in Becken
Der Quellen sich waschen,
Und rüstige bergauf
Bergnieder im Lauf
Die Spröden zu haschen,
Das ziemet in Wäldern,
In Grotten und Feldern,
Dem wähligen Volke,
Bocksöhrig und leicht. -
Gelegenheit fleucht,
Wie Wasser und Wolke u.s.w.

In einem Thale, wo jede Art von Frucht zur vollen Reife gediehen und im Überflusse vorhanden ist, schwelgt dies lüsterne ziegenohrige Geschlecht. Die Gegend ist mit dem höchsten Reize der Jahreszeit geschmückt; das reife Obst, die vollen Trauben hängen und liegen überall umher, wo die steifen Bocksbeine des Satyrs hintreten. Ein kleiner Satyr ist auf einen Baum geklettert, und langt einem alten, der lecker hinauf blickt, Trauben herunter, wozu dieser schon den Schlauch unterm Arme hat; vier Kinder sitzen beysammen, und schlürfen mit kindischer Gier den Rebensaft aus Schalen; ein anderer, nach anderm Getränke lüstern, macht sich an eine Nymphe, die eine Ziege melkt, und sich mit Lachen nach dem Durstigen auf ihrem Rücken umsieht. In der Ferne sitzt eine ganze Gesellschaft Satyre um ein hochloderndes Feuer herum, an dem Eingange einer hohen Grotte. - Ein sehr unterhaltendes Bild! Dies Volk (obwohl von den Alten zu den Halbgöttern gezählt) ist ein Mittelding sonderbarer Art: zu menschlich für den Affen, zu äffisch für den Menschen; halb thierisch, und doch recht menschlich bequem und behäbig im Genuß und Müssiggange. Es scheint zu Zeiten, als ob der Mahler seine eignen Schäfer muthwillig parodirte, um den abgeschmackten und verkehrten Idyllendichter zu characterisieren, und den Satyr zur Satyre zu machen; und doch thut er das wieder so zierlich und artig, daß man sich angezogen fühlt, statt zurückgestoßen.

27.

Sehr sinnvoll ist der Übergang vom Satyr zum Faune, vom thierähnlichen Menschen zum verwilderten Menschen, der selbst in der Bacchischen Wuth, Geselle der trunkenen Mänade, doch noch menschlicher ist, als jener bocksfüßige Trauben-Näscher. Dies Bacchanal scheint nach einem

Über Tischbeins neueste Gemälde

griechischen Vasengemälde angeordnet zu seyn; es hat fünf Figuren: ein Faun mit einer Doppelflöte, und eine Bacchantin mit dem Tambourin, wonach drey andere Figuren tanzen: ein alter Faun und eine Bacchantin im langen Mantel und in trunkener Stellung, beyde einen Thyrsus in Händen, dabey ein Knabe, der mit einer Fackel tanzend leuchtet. Man glaubt die Worte des Dichters zu hören:

Fortgewirbelt von des Taumels Fluth,
Springt die Mänas; voll der raschen Wuth,
Lärmend mit Crotalen und Posaunen,
Springen krausgelockte Faunen u.s.w.

28.

Sehr original und voll anmuthiger Züge ist ein zweytes Bacchanal, fünf weibliche Figuren zeigend. Eine auf einem Baumaste, weiß gekleidet, mit rothem Überkleide, das Haupt mit einem weißen Tuche umwunden, schlägt das Tambourin; welches auch eine zweyte thut, die das Instrument hoch erhebt, und dazu tanzt. Dies ist die einfache Musik zur Tarantella in Neapel, die dort schon oft der bacchischen Wuth sehr nahe kommt; hier aber leistet sie noch weit mehr, denn nach ihrem einfachen Rythmus werden die abentheuerlichsten Stellungen und halsbrechende Sprünge gemacht, dies aber von so lieblichen Geschöpfen, und auf so anmuthige Weise, wie es nicht künstlich erlernt, sondern nur in Augenblicken des überströmenden Muthwillens von den Gratien selbst geschehen kann. Auf den zartesten Armen und Händchen geht hier ein reizend loses Mädchen, das Köpfchen aufwärts gehoben, die Beine in den Lüften im Bogen herüber geworfen, umflattert von durchsichtigem Gewande; einer der schönsten jungfäulichen Körper, dessen sonderbare Stellung durch die außerordentliche Gratie, mit der sie angenommen ist, gerechtfertigt wird. Ein anderes jüngeres Mädchen ist eben im Begriff, nach dem Tact der Trommel horchend, die Händchen vorwärts emporhebend, mit dem Köpchen durch die Arme blickend, den Sprung zu machen, der sie in die Stellung der Vorigen bringt, wobey sich das klare gelbe Gewand von dem Sprunge rund aufrollt; aber sie hat etwas Unentschlossenes, will und will nicht, und sieht so artig sittsam zaghaft dabey aus, daß man sie ermuntern möchte mit dem bekannten Epigramm:

Wende die Füßchen zum Himmel nur ohne Sorge!
Wir strecken Arme betend empor, aber nicht schuldlos, wie du.

Denn wer hätte die Warnung des eben vorhergehenden Epigramms nicht der Vorigen zuzurufen? - Hinter dem zarten Mädchen sieht man einen braunen Knaben ein Rad schlagen, was den sonderbaren Tanz noch abentheuerlicher macht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Oldenburgische Blätter.

No. 12. Montag, den 29. März 1821.

Über Tischbeins neueste Gemälde.

(Fortsetzung.)

29.

Bunt wie die Welt und gestaltenreich wie das Leben oder das Märchen ist dies Bilder-Zimmer. - Zwey Bilder hängen dort, und es ist kaum etwas von ihnen zu sagen; aber jedes für sich, und beyde wie zey Contraste, können das Gefühl und den Gedanken lange beschäftigen; denn Gefühl und Gedanke erzeugten sie, und prägten diese einfachen Gegenstände mit ihrem Stempel aus.

Ein großer Adler, mit ausgebreiteten Flügeln, mit gierigem und scharfem Blicke, läßt sich aus der Höhe herab zu einem andern, der auf einem dürrn Holze steht, und ihm entgegen schreitet. Rings umher ein Chaos von Wolken und Berggipfeln; ohne Gestalt und Farbe, nicht wie die Wolken hier unten sich zeigen, sondern wie droben, wo sie entstehen.

Über Tischbeins neueste Gemälde

30.

Auf dem andern Bilde drey weiße Schwäne, auf ebner Fluth zusammenschwimmend, so daß einer gerade von vorne, die andern von beyden Seiten sich zeigen; sie sind dicht am Ufer des See's, umgeben von Schilf, rothblühenden Stauden und Calmus, bey einer Grotte, und unter dem vorragenden, mit Eppich behangenen Aste eines alten Baumes. Jeder scheint sein Bild in der Tiefe still zu betrachten; die Abendröthe senkt sich auf die Fluth, und erwärmt wohlthätig dies Bild stiller Ruhe.

Wer hat nicht mit Herzenslust die Kraft und Leichtigkeit, die Kühnheit und den Sonnenflug des Adlers betrachtet! Wer nicht mit stillem und innigem Wohlgefallen dem edlen sanften Schwan zugesehen, wenn seine ausdrucksvolle Gestalt auf dem See die langen weiten Kreise zog, und der den Himmel in der Fluth zu suchen schien! All die Luft und das Wohlgefallen finden wir in diesen beyden Bildern (29. und 30.) wieder; denn hier sind nicht Bildnisse, bey denen man an einen Adler, einen Schwan, denken kann, man sieht diese edlen Vögel selbst, in ihren eigenthümlichen Stellungen. Der interessante Contrast ist nicht geistreicher bezeichnet worden, als in dem bekannten Gedichte, dessen erste Strophen folgende sind:

Der Schwan.

Auf den Wassern wohnt mein stilles Leben,
Zieht nur gleiche Kreise, die verschweben,
Und mir schwindet nie im feuchten Spiegel
Der gebogne Hals und die Gestalt.

Der Adler.

Ich haus' in den felsigen Klüften
Ich braus' in den stürmischen Lüften,
Vertrauend dem schlagenden Flügeln
Bey Jagd und Kampf und Gewalt.

Der Schwan.

Mich erquickt das Blau der heitern Lüfte,
Mich berauschen süß des Calmus Dülfte,
Wenn ich in dem Glanz der Abendröthe
Weich befiedert wiege meine Brust.

Der Adler.

Ich jauchze daher in Gewittern,
Wenn unten den Wald sie zersplittern;
Ich frage den Blitz, ober tödte,
Mit fröhlich vernichtender Luft.

31.

Wie anders möchte die bejahrte Eiche sprechen, die der Blitz verstümmelte, ihrer Krone beraubte, und ihr innerstes Mark verkohlte! Ein dürrer Stamm steht die da, ohne andern Schmuck, als die tief gefurchten Spuren des Alters, Ehrfurcht dem Wanderer gebietend, der an ihr hinaufblickt, wie sie seit einem Jahrhundert doch noch dasteht, und doch noch dem Winter, den Stürmen und den Ungewittern trotzt, unbeugsam wie gestürzte Titanen; das junge Volk des üppig belaubten Waldes scheint zu ihr hinauf zu schauen, verehrend die ungebrochene Kraft des laublosen Alters. - So steht in einem Bilde ein uralter entlaubter Baumstamm da, im grauen Kleide von der Farbe des Greisenhaares, unweit des frischbelaubten grünen Waldes, mit allem Fleiße ausgeführt, der die Liebe des Künstlers zu dem Gegenstande verräth. Er sagt darüber folgendes: „Wenn in Tagen erregter Phantasie der Pinsel lange lange nur meinen Träumen und ihren luftigen Bildern gehorcht hatte, dann verweilte das ermüdete Auge und die beruhigte Seele oft mit doppeltem Wohlgefallen auf wenig beachteten Gegenständen der Natur. So erschien mir auf einem einsamen Spaziergange diese alte Eiche; bewundernswürdig wie ein kraftvoller Mann, der den

Über Tischbeins neueste Gemälde

Stürmen des härtesten Schicksals muthig widerstanden, und sich durch der rauhesten Zeiten Sturm und Drang bis in das späte ehrwürdige Greisenalter erhalten, und eine Reihe aufblühender Geschlechter an sich vorüber gehen gesehen hatte. Es ist dies das treue Abbild einer Eiche, die im Thiergarten bey Berlin stand; wer noch lebt von denen, die sie kannten, wird sie hier im Bilde nicht verkennen.“

32.

Eine tiefere, dem menschlichen Herzen eigne und wohlthätige, Empfindung erregt das, Scheiden drohende Alter; und diese Empfindung haben wir bey einer andern bildlichen Darstellung dieses Gegenstandes. An einem abgelebten, dürrer, mit Zweigen nothdürftig zusammen gebundenen Baumstamm steigt aus seiner Wurzel ein junger Baum empor, so voll üppiger lachender Früchte, daß die Fülle eines ganzen Gartens in ihm vereinigt zu seyn scheint, und ihn niederbeugt über das fette Gras. Dies Bild ist von keiner Bemerkung begleitet, und bedarf ihrer auch nicht; wir gefallen uns in der Vermuthung, daß der Künstler dabey von einem Blicke in seine eigene Zukunft überrascht worden ist, und daß ein wehmüthig-freudiges Gefühl ihm die Feder lähmte, und zum bessern Ausdruck seiner Empfindungen statt ihrer wieder den Pinsel in die Hand führte. So schön und reizend, wie er zarte Mädchen und rasche volle Knaben uns an der Hand sorgsamer Mütter auf der Leinwand lebendig vorzugaukeln weiß, so hat die Vorschung ihn selbst gesegnet mit einer Schaar der anmuthigsten und reizendsten Kinder, an der Hand der liebevollen Mutter ihn mit der ganzen Fülle jugendlicher Lebenskraft und Liebeslust umgebend. Seine Arbeit, sein Fleiß und seine Mühen sind selbst nur Darstellung seines Lebensglücks; die Gegenwart ist ihm immer Genuß, und die Zukunft, mit dem sonst düster drohenden Alter, versichert ihm vielmehr Wiedergeburt in dem lebendigen Bilde schönere Vergangenheit und selbstgelebter glücklicher Jugend.

33. 34. 35.

Die stummen Bilder dieser Sammlung, wenn wir diejenigen so nennen dürfen, wo der Mensch sich weder im Menschen noch im Thier wiederfindet, sprechen überhaupt und unmittelbar zu dem Gefühle des Beschauers, und schmeicheln dem innern und äußern Auge auf so mannichfache Weise, daß man unter diesen Malereyen wie in der wirklichen Welt zu lustwandeln glaubt, geführt von einem geübten Beobachter, der uns das wahrhaft Bemerkenswerthe, auch aus dem Dunkel der Unbedeutendheit, hervorzuziehen und auf seine eigenthümliche Weise zur Sprache zu bringen weiß. Tischbein ist z. B. kein Landschaftsmaler; aber um den inwohnenden Geist der äußern unbelebten Natur zu erkennen und darzustellen, weiß er den Gedanken einer Landschaft so rein in seiner Einheit aufzufassen, daß wir hieran allein schon erkennen müßten, wie das wahre Genie des Künstlers universel ist.

Hier (33.) sehen wir eine Landschaft, die den Gedanken der höchsten Fruchtbarkeit und Fülle vegetativer Natur ausspricht; dort (34.) die abentheuerliche Bildung der Natur, die anscheinend unangemessene Massen auf zarte Formen häuft, in der schönen aufwindenden Ranke des Flaschenkürbis, deren große saftige Blätter und schwere Früchte den schlanken, feinen, aber nervigen Stengel nicht zerreißen; und hier (35.) wiederum ist der Gedanke reizender Einsamkeit in der Wildniß in einer höchst anziehenden landschaftlichen Anordnung meisterhaft ausgedrückt.

Das erste dieser drey Gemälde zeigt ein überlastetes Fruchtfeld: Reben und Obst, Wassermelonen und Granatäpfel, die keinen leeren Raum mehr übrig lassen; alles im höchsten Glanze des Sonnenlichtes und hochgetriebener Farben, jedes einzelne Stück ein Prachtexemplar. Hier ist nicht von künstlicher Vertheilung des Lichts und des Schattens, nicht von effectmachender Beleuchtung die Rede; höchste Fruchtbarkeit sollte gezeigt werden, und zwar nicht etwa, wie der Mensch sich einen großen Haufen einzelner Herrlichkeiten zusammen denken und anordnen mag, sondern wie die reiche Natur sie in einem vollen Gusse spendet. Denn dieser Anblick ist den Bewohnern der Terra di Lavoro und der Umgegend Neapels täglich gewährt, wie wir in folgenden Worten des Künstlers vernehmen:

„Wer sich die volkreiche Stadt Neapel (mit 440,000 Einwohnern) betrachtet, das Gewühl der wogenden Menge in den Straßen, auf den Plätzen, und im Meere selbst, sieht, der fragt sich wohl: wo nimmt nur so viel Volk auf einem Flecke alle erforderliche Nahrung her? - Er gehe aber hinaus

Über Tischbeins neueste Gemälde

vors Thor, auf die Campi Phlegraei und Elysei, auf der Gräberstraße hin gegen Nola und Aversa, in die tiefe Einsamkeit, wo sich keine Spur einer ordnenden Menschenhand zeigt, wo Korn, Obst, Wein und alle Früchte und Blüten der Erde in überschwenglicher Fülle und Mannigfaltigkeit durcheinander wachsen, - und er wird fragen: Natur! Für wie viel Welten so unerschöpflicher Genuß und Nahrung? - „

Aber nicht bloß wenn es so üppig lacht, auch wenn es wehmüthig durch Thränen lächelt, muß das Auge der ewigen Natur (man verzeihe diesen Anthro- morphismus) des Menschen fühlendes Herz zum Entzücken erheben. Ein wildes Gebüsch von mannigfaltigem Holze erfüllt das Bild; (35.) im Vordergrund ein flacher bemooseter Hügelrückem im Walde, im hellen Lichte ; neben ein paar großen Steinen auf demselben ein windbrüchiges Bäumchen, das einen Ast über den Vorgrund herüberbeugt; der Wald im Schatten der Dämmerung; ein voller junger Baum im Mittelgrunde, die Nacht des Waldes hebend; aus dem Dickigt vorragend die Wipfel junger Pappeln, die von der Abendsonne hell beleuchtet werden; alles feucht glänzend, wie nach erquickendem Regen. Wir nannten mit trocknen Worten die einzelnen Gegenstände, die dies vorzüglich schöne Bildchen vereinigt; aber der magische Zauber der Beleuchtung, wer wagte den mit Worten ausdrücken zu wollen! Der Eindruck, den sie auf den Gefühlvollen machen muß, ist trefflich angedeutet in wenigen Worten, mit denen der Mahler die Sendung dieses Gemählde begleitet:

„Wenn an trüben Regentagen die Sonne endlich noch vor dem Untergange durch die Wolken bricht, und ihre letzten Strahlen noch an der Bäume höchsten Gipfel von dem nassen Laube goldend wiederstrahlt, - sollte dieser Anblick nicht ein von Kummer belastetes Herz wieder aufrichten und die süße Hoffnung in ihm erwecken können, daß es gewiß Morgen wird, und daß es morgen besser wird?“

36.

Man braucht eben nicht vom Schicksale mißhandelt und gebeugt, nicht tief sinnig noch empfindelnd zu seyn, um die Einsamkeit zu lieben und zu suchen; wo nun vollends die Einsamkeit schön ist, oder auf eigne Weise bedeutsam, - wen müßte sie da nicht anziehen! - Hier sehen wir eine einsame Höhle von aufgehäuften Felsenblöcken, wie eine tiefe Lücke schaurig dämmernd; ein großer Block verwehrt den Eingang; die weißliche Steinart ist, wie von Moos und verschiedenem Anflug, dunkler und bunter gefärbt; aus den Spalten wächst dürres, herabhängendes Gestrüpp; die wilden Formen verlieren sich in dem Dunkel der Tiefe, und die Baumwurzeln und scharfen Brüche des Vorgrundes, sehr fleißig ausgeführt, erheben und mildern die Wildheit des Gesteines. Wir haben viele Beschauer vor diesem Bilde gesehen; alle haben dabey mit vielem Vergnügen verweilt, mehrere es den meisten Bildern dieses Zimmers vorgezogen. Wir haben grade solche Grotten in der Natur gesehen, unweit volkreicher Straßen und an viele betretenden Pfaden; daß aber ein Wanderer dabey verweilt und sich des Anblicks erfreut hätte, haben wir nicht bemerkt; ja uns selbst hat der Gegenstand in der Natur weniger angezogen, als im Gemählde. Was ist hier das Band höherer Theilnahme? Man hört darauf mancherley, aber wenig Befriedigendes, antworten; vom Künstler lesen wir folgendes:

„An einer Stelle der Stadtmauern Roms gab es einst, als Rom noch Rom war, Nebenkammern für die Soldaten; jetzt sieht man davon noch einige ganz verfallene Gewölbe, wie tiefe Felsenlöcher. Da mag denn wohl der Wind mit dem vielen Staube zuweilen etwas fruchtbare Erde hineinwehen und einigen leichten Gras-Samen; denn es wächst allerley langes Kraut und Gras aus den Spalten, das aber, aus Mangel an Luft und Feuchtigkeit, bald verdorrt, todt oder traurig herabhängt, das Öde der kahlen Steine noch schauriger macht, und oft wie der ergraute Bart der alten Steine aussieht. Wenn ich in den warmen Sommernächten, auf einsamen Spaziergängen an diese Grotte kam, verweilte ich oft mit größtem Wohlgefallen bey dem Anblicke der großen Glühwürmer, (luccioli) die an den alten Bärten in der Tiefe herum-schwärmen, und in der beweglichen Beleuchtung ihres goldnen Glanzes die abentheuerlichsten Erscheinungen in das schaurige Dunkel brachten. Zum Andenken mahlte ich mit eines dieser verfallenen Gewölbe; aber wer kann das ewig wechselnde mahlen, was die Natur, mit eigner Belustigung, unnachahmlich zaubert!“

Über Tischbeins neueste Gemälde

37.

Eine andere Grotte erinnert an die ungeheuern Zirkelgänge des Coliseums in Rom. Ein hochgewölbter breiter Gang in schönem Bogen, an dem, durch alle Verletzungen der Zeit und aller Ergänzungen verwildender Natur hindurch, man die großen Formen der schönen Baukunst erkennt, und der jetzt die Wohnung wilder Thiere geworden ist. Eine Löwin deckt mit ihrem Leibe und ausgestreckten Tatzen ihre Jungen, und blickt grimmig den Beschauer an, als eines Angriffs von ihm gegenwärtig. Tischbein hat Thiere dieser Art mit ganz besonderer Sorgfalt beobachtet und studirt, und mahlt sie lebendig hin in ihrer schauerhaften Eigenthümlichkeit; hier macht diese Wildheit noch größern Eindruck durch die Wahl des Ortes.

(Der Schluß folgt.)

Oldenburgische Blätter.

No. 12. Montag, den 29. März 1821.

Über Tischbeins neueste Gemälde.

(Schluß.)

38. 39.

Abstechendere Contraste lassen sich nicht leicht denken, als in dem Übergange von jenem blutig-grausamen Thiere, in den einsamen Trümmern höher Palläste, zu dem geselligen Liebesleben idyllischer Schäfer auf dem Blumentepich der verjüngten Natur. - Aber das Reich der zarten Schönheiten besitzt der auffallenden Contraste so viele, daß wir aus seinen Gränzen nicht hinaus zu treten brauchen, um uns der Abwechslung zu erfreuen. Tischbein, der am liebsten in der heitern Unschuldswelt der Idylle verweilt, hat die Contraste selbst der zartesten Empfindungen des menschlichen Herzens so tief gefühlt, daß sie seine Einbildungskraft lange beschäftigt zu haben scheinen. Wie finden in seinem Portefeuille sogar eine geschriebene Idylle, worauf mehrere Bilder dieser Sammlung Bezug haben, und worin die Vorstellungs-Art des zärtlichen Schwärmers von der Liebe und den Schönheiten der äußern Natur der des muntern und launigen Jünglings entgegen gesetzt und mit Zartheit durchgeführt wird. Zwey schöne Bilder bezeichnen diese Absicht sehr treffend.

Der fröhliche Schäfer, (38.) ein Adonis oder Meleager an Körperformen steht bequem an einem langen Steinsitz angelehnt unter Bäumen und Reben, und unterhält sich mit zwey reizenden Mädchen, die Kränze gewunden und ein Körbchen mit Blumen vor sich stehen haben; die eine umarmt ihn scherzend, während die andere aus Discretion sich etwa zu thun macht; er scheint eben auf der ländlichen Schalmey ihnen beliebte Melodien geblasen zu haben; die Gegend ist lachend und südlich, die Luft warm, der Schatten labend, der Müsiggang reizend - - wer möchte ihm nicht Gesellschaft leisten und seine Fröhlichkeit theilen? Wer erkennt sie nicht für den unschuldigen Leichtsinn, der keine Nebenabsicht kennt, und sich in dem einsamen Genusse des Augenblicks gefällt?

Der ernste zärtliche Schwärmer (39.) wird für gefährlicher gehalten, und das Sprichwort: „Stille Wasser gründen tief,“ ist der gebräuchlichste Ausdruck für das, was man von ihm fürchtet. Der Künstler hat hier den Vorhang weggezogen. Man sieht den zärtlichen Schwärmer in dem gefährlichen Augenblicke des Abschiedes; er und seine Schäferin sind in Jugend und Schönheit wie für einander geschaffen; sie beugen sich im zärtlichen Schmerze zu einander; die Arme umschlingen sich, die lockigen Häupter berühren sich -. Alles, was sie umgiebt, die Natur selbst, theilt ihre Empfindungen: über ihnen neigen eine ernste Eiche und eine melancholische Fichte ihre Wipfel und Äste zusammen, und die Lüfte rauschen ein Klagelied darein; zwey Schäfchen zu ihren Füßen neigen traurig die Köpchen klagend zusammen; ja selbst die krummen Schäferstäbe verschlingen sich zärtlich oder parodirend mit den Köpfen. Es herrscht nur eine Empfindung überwältigend in der ganzen Gegend; sitzen nicht schnäbelnde Vögel in den schattigen Zweigen? - Doch in der allgemeinen Zärtlichkeit liegt mehr als der Schmerz des Abschiedes. Der Beschauer überläßt die Liebenden ihren Umarmungen, um sich weiter umzusehen.

Über Tischbeins neueste Gemälde

40. 41.

Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne
Sie noch einmal ins Auge, die schnellverschwindende, faßte,
Dann im dunkeln Gebüsch und an der Seite des Felsens
Schwebens siehet ihe Bild; wohin er die Blicke nur wendet,
Eilet es vor uns und glänzt und schwankt in herrlichen Farben:
So bewegte vor Hermann die liebliche Bildung des Mädchens
Sanft sich vorbey, und schien dem Pfad' ins Getreide zu folgen.

Diese Stelle aus Göthe's Hermann und Dorothea, wie sie mit den warmen Farben tiefer Sehnsucht der Liebe gemahlt ist, erklärt uns, bey den zwey folgenden Bildern, die Absicht des Meisters, die Verschiedenheit der Empfindungsart jener beyden Schäfer, in den unwillkürlichsten Spielen der Einbildungskraft und traumähnlichen Erscheinungen, scharf zu bezeichnen; und, wahrlich! er hat aus der Seele jedes Beschauers, aus den geheimsten Erinnerungen seiner Jugend, die Töne seiner Farben genommen.

Wir gedenken uns den fröhlich genießenden Müsiggänger, der auf jenem Bilde die Flöte verließ, um den Lohn in der scherzenden Umarmung eines der beyden Mädchen zu genießen; sie ist seines Herzens Erwählte, sie erfüllt seine Seele in lachenden Bildern, die ihn auch, entfernt von ihr, umgaukeln. So liegt er auf weichem Rasen am heißen Mittage im Schatten einer Linde; sein Auge taucht in des weiten Himmels tiefe Bläue, wie in ein Meer des Entzückens; die süßen Bilder der letzten Umarmung schweben ihm vor, sein feuchter Blick verwirrt sich in den wallenden Lüften, und in tausend durcheinander schwimmenden Kreisen erscheint ihm das Bild der Geliebten, mannigfaltig nach den unbewußten Erinnerungen, aber immer in dem magischen Farbenschimmer des blendenden Sonnenglanzes. - So sehn wir hier, auf Tischbeins Bilde, (40.) tausend glänzende verschwimmende Kreise, und in den innersten, deutlichsten, lebhaft schöne Mädchenköpfe, in mannigfaltigen Stellungen, die in den glänzenden Ringen eben nur herauszublicken scheinen, um gleich wieder zu verschwinden. Rings umher erkennt der geblendete Blick nichts mehr deutlich; die anmuthige Gegend, die Küsten und Hügel und das Meer scheinen in Nacht versunken; nur der dunkelrothe Horizont und sein Widerschein im Meere lehrt den Träumer, daß er lange geträumt hat, daß es wirklich schon Nacht ist, und die heitern Sonnen nur seine Seele erhellen und erwärmen. -

Nicht so der andere Schäfer, der tiefbewegte zärtliche Schwärmer. Wir haben ihn bey dem Abschiede gesehen; ein Abschied wie dieser will Zeit haben, auch mochte die Sonne schon ihren Weg wieder abwärts nehmen, als der Schäfer noch traurig der langen Stunden bis zum Wiedersehen am Abend gedachte, gesenkten Blickes langsam einherwandelnd, als betrachtete er die einzelnen Tropfen, die seinem Auge entfallen. Aber nicht nach außen, nach innen ist sein Blick gerichtet, in die Tiefe seiner ergriffenen Seele; auch betrachtet er nicht, er fühlt und empfindet nur, und empfindet und fühlt nur seine Liebe, und die Leiden der Liebe sind seiner glühenden Phantasie ein schmerzlich-süßes Spiel; denn was wäre dem verliebten Schäfer die Liebe, wenn sie nicht süße Schmerzen brächte! Doch die Geliebte soll ja bald erscheinen; wehmütig, aber selig, erhebt er den Blick:

„Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum, so Gold du bist!
Hier auch Lieb' und Leben ist.“

Mit hochklopfendem Herzen blickt er zu den hohen Triften hinauf, von denen sie heimkehren soll. Dort hat sich schon die Sonne hinter die Berge hinabgesenkt; Aurorens rosenfarbiger Schleyer breitet sich am dunkelnden Himmelsgewölbe aus; die zärtliche Farbe belebt ihm das Bild der zarten, sanften, bescheiden lächelnden Geliebten am Himmel selbst. Ein thränenfeuchter Blick schwimmt in dem Rosenmeer, seine ganze tiefbewegte Seele scheint hinaufgezogen zu werden in

Über Tischbeins neueste Gemälde

den Himmel, seine Auge hängt unaussprechlich selig an dem Anblicke. - Der Meister hats ihm aus der Seele gestohlen, und da schwebt es in dem Rahmen: (41.) sanfte, zarte, fast sehnsüchtige, aber bescheiden und sittsam blickende Mädchenköpfe, mannigfaltig gewendet, umhaucht von rosenfarbnem Äther; und rings umher ist braune Nacht, im Thal und auf den Bergen. - Aber im Himmel ists ewig rosenroth, - da wohnt des Schäfers Liebe.

Da hängen beyde Bilder von Dir; du betrachtetest sie lächelnd. Treten dir eigne süße Bilder aus dem Schoße der Erinnerung vor die Seele? Wohin wenden sie sich? Zu dem sanften Magnete, den glühenden Sonnen? - - -

42.

- Wie? Du wendest den Blick ab? Zur Seite hin? - Unbesonnener! Du bist erwacht aus den süßen Träumen, und hast nun wieder die bunte Welt vor dir. - Doch die Wirklichkeit ist hier nicht schal und leer: „Hier auch Lieb’ und Leben ist.“

Eine große Landschaft, etwa 3 ½ Fuß hoch und vier Fuß breit. Rechts im Bilde schließt sich eine sehr schöne Gruppe südlicher Bäume, eine immergrüne Eiche, eine Cypresse, eine Pinie und eine Palme, schlanke, hochstämmige Prachtbäume, auf einer Felsenerhöhung reizend zusammengestellt, an einen noch höhern Felsen an. Links im Bilde gleichfalls ein hoher, sanft absinkender Felsen, der sich in Wald und Ebene verläuft. Aus dem Walde tritt ein breiter Strom in weiten Krümmungen hervor, und ergießt sich ins Meer, auf dessen Horizonte sich in schönen Formen einzelne Inseln erheben, wie man sie aus der Grotte der Circe sieht und von andern hohen Gesichtspuncten am Mittelländischen Meere. Weit und offen sieht man hier das Meer; reich, üppig und mannigfaltig die sanft gestreckten hügelichten Landzungen in den vielen Krümmungen des Stromes; still und heimlich die Schatten des Waldes und die, aus den ruhig breiten Fluthen wiederstrahlenden Bilder einzelner, auf kleine Inseln vorragender, dickbelaubter, kräftiger Eichen.

Im Vordergrund sieht man links eine Gruppe Schafe und Ziegen, von den schönsten ihrer Art, rechts aber Müssiggänger einer ganz andern Gattung. Eine große Menge schöner Nymphen nämlich hat sich am Hügel auf weiches Mosse gelagert, einem Schäfer zuzuhorchen, der die Flöte bläst; ein anderer Schäfer scheint unterdessen lose Scherze zu treiben. Auch Satyre sieht man die Schönen im Horchen stören; einige volle rothbackige Knaben spielen mit einem gefangenen Hasen; und einladende südliche Früchte sind auf dem Rasen zusammen getragen.

Wie diese große Landschaft gewissermaßen den Schlußstein der ganzen Sammlung kleiner Bilder macht, und darum wesentlich zu ihr gehört, so wähnt man hier in der Nymphen-Gruppe die wirklichen Modelle jener frühern reizenden Traumbilder zu sehen. Man schaut sich verwundert um in dieser artigen Gesellschaft; man glaubt Gestalten wirklich wieder zu sehen, deren Bekanntschaft man im Traume machte. Der muntre Schäfer ist hier recht zu Hause; aber wo finden wir den zärtlich schwärmenden? - Wenn wir nicht irren, so hat er sich mit der Geliebten aus diesem allzubunten Haufen in die Einsamkeit geflüchtet; denn oben, unter den fremden Bäumen, sieht man, bescheiden angedeutet, zwey einsame Gestalten, die nicht zweifeln, daß man unter solchen Umständen „ungestraft unter Palmen wandeln dürfe.“ - wie ungestraft aber auch der Zuschauer die vielen reizenden Nymphen, die ih früher einzeln entzückten, hier beysammen betrachten darf, das ist ein andere Frage, und es läßt sich denken, daß die Träume ihn wieder leise beschleichen werden, und daß nur er selbst Sonnen sehen wird, und jede Sonne mit einem andern Gesichtchen ihn anlächeln und das reizende Chaos ihm bald die Sinne verwirren wird. -

Um solches Unheil zu verhüten und das erregte Blut abzukühlen, theilen wir ihm des Meisters ruhige Anmerkung zu diesem Bilde mit: „Hier sollte sich alles vereinigt finden, was einzeln schön ist, und verbunden eine schöne Landschaft macht. Die Erde im Frühlingsschmuck, das große Meer mit Inseln und Vorgebirgen, Flüsse, die sich durch Thäler winden, Hügel, Gebüsche, Berge und Bäume. Auf eine Anhöhe stellte ich die Baumgruppen zu Frascati: eine Cypresse, eine Pinie und eine große immergrüne Eiche, denen die hinzugefügte Palme nicht fehlen durfte, da sie den großen Strauß vollkommen rundet. Alles Schroffe in den Felsen habe ich vermieden, ließ die Linien der Hügel allmählig steigen und sinken, und die Ebenen sich hintereinander verlaufen, daß nicht Eckiges und Hartes das Auge beleidige. Zu diesen Schönheiten der Landschaft mußte sich schönes Leben gesellen; ich dachte mir Gestalten, wie sie der erregten Einbildungskraft vorschweben, wie

Über Tischbeins neueste Gemähde

man sie in Büschen, auf sonnigen Hügeln, unter Bäumen gelagert, oder in kühlen Grotten ahnet, Nymphen, Faunen, Satyre, Schäfer und Schäferinnen, zusammengelockt durch die weichen Töne und sanften Melodien eines ländlichen Flötenspielers.

A. v. Rennenkampff.